

Separatdruck  
Baselbieter Heimatbuch 29

# Landschaften & Menschen

im Baselbiet

Herausgegeben von der Kommission  
für das Baselbieter Heimatbuch

2013



**verlag**  
Basel-Landschaft

G 11069



Ueli Mäder

## Baselland: eine kleine Utopie

Wer eine Zeitreise durch die vergangenen Jahrhunderte der Baselbieter Siedlungsgeschichte unternimmt, stellt fest, dass in den letzten Jahrzehnten viele Gemeinden sich enorm ausgedehnt haben und die Zahl der Gebäude stark zugenommen hat. Wird das immer so weitergehen, bis die ganze Landschaft mit Häusern und Strassen zugebaut ist? Wir haben Ueli Mäder, Professor für Soziologie an der Uni Basel mit Sissacher Wurzeln, gebeten, für uns einen Blick in die Zukunft zu werfen. Mit seinem utopischen Fernrohr hat er «vo Schönebuech bis Ammel» Erstaunliches gesehen. – Im Anschluss an seinen Bericht aus der Zukunft hat ihm das *Baselbieter Heimatbuch* fünf Fragen gestellt.

Baselland ist im Jahr 2030 eine Föderation mit etwa zwanzig politischen Gemeinden. Die eine oder andere Gemeinde umfasst mehrere Dörfer. Eine Gemeinde zählt durchschnittlich 15'000 Personen.

Wirtschaftlich kooperiert Baselland eng mit dem erweiterten Verbund Nordwest und der Regio Basiliensis. Ebenso mit dem Elsass, dem Südbadischen und dem Jura. Alle wollen möglichst viel regional produzieren und austauschen. Und das aus ökologischen und sozialen Gründen.

## Konstruktiv und widerständig

Baselland verfügt über viel Grün. Die biologische Landwirtschaft erzeugt die Grundnahrung für die rund 300'000 Ansässigen. Zudem reichlich Eier, Gemüse, Fleisch und Früchte für die städtischen Agglomerationen. Die Landwirtschaft basiert auf traditionellen Familienhöfen und genossenschaftlichen Kleinbetrieben. Das Kultivieren des Landes ist für junge Familien attraktiv. Etliche arbeiten und leben zusammen. Sie bieten auch Gästen stilvoll eingerichtete Zimmer an. Ferien auf dem Bauernhof sind beliebt. Gäste reisen von weithin an. Die Mansarden im Dachgeschoss sind für Sozialdienstleistende reserviert. Nach ihrer ersten Ausbildung leisten alle Jugendlichen einen sechsmonatigen Zivildienst. Auf dem Hof kümmern sie sich um Kinder, Betagte und Randständige, die freiwillig mitarbeiten. Das ausgebaute Stöckli ist für Angehörige und weitere Ältere aus der Umgebung. Das Angebot ergänzt die attraktiven Pensionen der *Pro Senectute*, die – mit Kindergärten, Spielplätzen, Werkstätten und Tiergärten kombiniert – auch Jüngeren offenstehen.

Die Landwirtschaft ist eng mit dem verbreiteten Kleingewerbe verknüpft. Ebenso mit industriellen Unternehmen, die viele regionale Ressourcen nutzen und verarbeiten. Die Zyklen sind fein aufeinander abgestimmt. So lassen sich auch fast alle Abfälle verwerten. Die Larven der Seidenraupen, die auf den Feldern mitgezüchtet werden, dienen beispielsweise als Nahrung für die Fischzucht. Die Abfälle der Fischzucht kommen wiederum der Schweinemast zugute. Und die Schweinemast erzeugt – nebst Fleisch – viel Dung für die Pflanzen und für die Gewinnung von Biogas. In jedem



Quartier wird in einem grossen Glasbehälter Biogas aus organischen Resten und getrocknetem Dung verwertet. Hinzu kommen weitere erneuerbare Energien. Helle Solarzellen zieren Hausdächer sowie die Verschaltungen der Eisen- und Autobahn. Und leichte Windräder kreisen auf dem Bölchen, der Hinteren Egg und auf weiteren geeigneten Höhen. Viel Energie generieren auch ausgeklügelte Dynamos. Sie sind an Fahrrädern, Fitnessgeräten sowie an privaten und öffentlichen Tretmühlen montiert, die sehr beliebt sind. Auch, weil sie – nebst Energie – die körperliche Beweglichkeit und Gesundheit fördern. Die Dynamos verwandeln die Energie direkt in Strom, den kleine Batterien ohne grossen Verlust lange speichern können. Die Fahrräder sind leicht und schnell. Ein Teil der selbst erzeugten Energie speist den Elektromotor. Wer in Zunzgen wohnt und in Eptingen die Kraftorte der Mineralquellen besucht, fährt in der Regel mit dem Velo hin. Der Weg geht dem Diegterbach entlang durchs Grün. Bäume verkleiden die parallel geführte Autobahn. Die Elektrofahrzeuge sausen schier lautlos durch die Gegend. Dank Forschung. Sie hat enorme Fortschritte gemacht und ist ein wichtiger Erwerbszweig in Baselland. Auch im IT-Bereich und in der Medizin. Moderne Technologien ergänzen traditionelle Verfahren, die neu kultiviert werden. Wie in der (Natur-)Heilkunde, die ganzheitliche Lebensformen unterstützt. Baselland verknüpft die Tradition mit der Moderne und die Subsidiarität mit der Solidarität. Die neue Subsistenz ist ökologisch sinnvoll und macht unabhängig. Baselland tickt einfach, konstruktiv und widerständig.

### Partizipativ und innovativ

Die durchschnittliche Erwerbszeit liegt in Baselland im Jahr 2030 bei 30 Wochenstunden. Der Anteil für Selbstverwaltung und demokratische Mitbestimmung ist dabei integriert. Auch in Betrieben, die privatisiert sind. Sie praktizieren die Mitsprache und Mitbestimmung der Mitarbeitenden ebenfalls recht ausgeprägt. Die Beteiligung fördert die Motivation und das Betriebsklima. Die intensive Weiterbildung regt die Kreativität an. Sie qualifiziert die Arbeitsprozesse und erhöht die Produktivität. Verbreitet sind gemeinwirtschaftliche Unternehmen. Mit einheitlichen Löhnen. Eine Stunde Arbeit gilt als eine Stunde Arbeit. Egal, ob jemand etwas langsamer ist. Dieses Verständnis unterstützt die Solidarität untereinander. Etwas höher darf der maximale Lohn für Personen mit besonderen Verpflichtungen sein, aber höchstens doppelt so hoch wie der minimale Lohn im Unternehmen. Das Prinzip heisst miteinander und füreinander. In Wirtschaft und Gesellschaft. In Quartieren engagieren sich Familien und Wohngemeinschaften für Mittagstische, Aufgabenhilfen und Freizeitveranstaltungen. Sie organisieren soziale und kulturelle Aktivitäten. Beliebt sind philosophische Lesezirkel, gemeinsame Theateraufführungen und Austauschprogramme mit andern Gemeinden. So etwa mit Partnergemeinden in Osteuropa und sogar in südlichen Kontinenten. Ein wichtiges Ziel ist der soziale Ausgleich. Er reicht weit über den eigenen Gartenzaun und regionale Grenzen hinweg. Das globale Bewusstsein will eine Welt-



gemeinschaft, in der alle Menschen ihre existenziellen Bedürfnisse befriedigen und sich weiter entfalten können.

Aber zuhause muss beginnen, was international gelten soll. *Global denken, lokal handeln*. So lautet das alte Motto, das Baselland neu belebt und verwirklicht. Baselland nutzt seine Ressourcen so, dass sie sich wieder erholen können. Baselland orientiert sich auch an einem konkret gefassten und verständlich kommunizierten Imperativ. Alle sollen sich so verhalten, dass Erde und Gemeinschaft nicht geschädigt werden. Ja, einer Gesellschaft geht es gut, wenn es möglichst allen gut geht. Diese einfache Sicht wirft auch die Frage auf, was eigentlich wichtig ist im Leben. Geht es primär darum, alles schneller drehen zu lassen und permanent angstbesetzt die Effizienz zu optimieren? Oder geht es um mehr: um Zufriedenheit, Sinn und ein bisschen Weisheit? Baselland hält diese Werte hoch. Als Grundlage dient die garantierte Existenzsicherung. Wer mit eigener Tätigkeit zu wenig Einkommen erzielt, erhält Ergänzungsleistungen. Das macht Menschen unabhängig und stärkt ihnen den Rücken. Sie können so einfacher etwas ausprobieren und zum Beispiel einen eigenen Betrieb gründen, eine Näherei für Theaterkostüme oder eine Werkstatt für Fahrräder. Die Ergänzungsleistungen lohnen sich jedenfalls, auch wirtschaftlich. Renten rentieren. Sie schaffen über Konsum- und Mietausgaben viele Arbeitsplätze und haben eine höhere Wertschöpfung als viele andere Investitionen. Aber das soll hier kein zentrales Argument sein. Denn die soziale Sicherung ist vor allem wichtig, weil sie Menschen darin unterstützt, zufrieden und glücklich zu leben. So weit meine kleine Utopie. Sie ist eigentlich simpel und deutet nur an, was real möglich sein könnte. Ob es dann so

oder etwas anders herauskommt, ist keine Frage der Prognose. Wichtig sind partizipative und innovative Prozesse. Baselland hat dazu günstige Möglichkeiten und Perspektiven. Um sie zu verwirklichen, ist kein grosser, genialer Wurf erforderlich. Vielmehr ist jeder Schritt ein Schritt, der in die richtige Richtung führt. Dabei hilft es, bestandene Traditionen stets kritisch zu reflektieren und eine dialogische Kultur offener Auseinandersetzung zu pflegen. Dazu gehören unabdingbar Konflikte, die verbinden, sowie geruhsame Pausen und Gelassenheit. Manchmal müssen wir eine Schlaufe drehen und uns genug Zeit gönnen, um besser «fürschi» zu kommen. Und ab und zu hilft es auch, ein wenig zurückzuschauen und das Einfache zu entdecken, das uns – im Sinne der Bescheidenheit – wieder mehr leiten sollte.

## Nachgefragt



**Baselbieter Heimatbuch:** *In Ihrem Blick in die Zukunft scheint es im Baselbiet keine nennenswerte Industrieproduktion mehr zu geben. Schreiben Sie hier einfach den Deindustrialisierungstrend der letzten Jahrzehnte fort?*

**Ueli Mäder:** Die industrielle Produktion konzentriert sich stark auf lokale Güter, die sich regional verwerten lassen. Und da ist ja das ansässige Kleingewerbe stark. Dies auch wieder bei den Textilien. Was darauf hinweist, wie aufgefächert die neue Produktion ist. So lassen sich Energie sparen und einseitige Abhängigkeiten vermeiden. Schon früher hätte die Schweiz die Textilprodukte vom vorab industrialisierten England haben können. Und zwar zu extrem günstigen Preisen. Die Schweiz legte aber Wert darauf, die eigenen Produktionsmittel zu entfalten. Das ist auch heute wieder sinnvoll. Auch, um die Umwelt mehr zu schonen. Und das keineswegs nationalistisch motiviert. Die regionale Produktion setzt sich vielmehr weltweit durch. Hoch zentralisierte Industrien, die ihre Waren primär für globale Märkte produzieren, sind nicht einfach passé. Aber sie konzentrieren sich künftig auf wenige Produkte, bei denen spezifische Standortvorteile ganz wesentlich sind und komparative Kostenvorteile klar zum Tragen kommen.

**Baselbieter Heimatbuch:** *Was werden wir künftig exportieren, was importieren?*

**Ueli Mäder:** Der internationale Austausch wird selektiver. Auch, weil andere Regionen ihre Güter mehr lokal produzieren und verwerten. Aber wir bleiben selbstverständlich auf den Import wichtiger Rohstoffe angewiesen. Denn diese fehlen ganz einfach in der ganzen Schweiz. Wir werden ab und zu auch weiterhin Bananen und



Orangen essen; wobei wir wohl ganz andere Preise dafür bezahlen müssen, nämlich viel höhere. Zumal die Energie- und Transportpreise realer veranschlagt werden. Zudem werden die Preise für Primärgüter und für Rohstoffe an die Preise für industriell gefertigte Güter angepasst, die wir aus der Schweiz exportieren. Und damit meine ich jetzt nicht primär die Schokolade. Wir exportieren sonst, was bei einer nachhaltigen Nutzung als Überschuss entsteht und über die lokale Verwertung hinausreicht. Wichtige Exportprodukte sind – nebst Maschinen, Medikamenten und Uhren – vor allem Humankapital und Wissen. Sie sind im Baselbiet reichlich vorhanden. Denn der Kanton kultiviert seine bereits beachtlichen Ausbildungs- und Forschungsstandorte weiter. Eine hohe Bedeutung kommt dabei auch dem Know-how stark spezialisierter KMUs zu.

**Baselbieter Heimatbuch:** *Stichwort Wohnen – sind Einfamilienhäuser-Quartiere mit den von Ihnen beschriebenen Wohn- und Lebensformen vereinbar?*

**Ueli Mäder:** Viele Bürgerinnen und Bürger bevorzugen gemeinschaftliche Wohnformen. Sie entsprechen mehr dem neuen Ideal. Auch, weil sie vielfältige soziale Vorteile haben, gerade beim Betreuen von Kindern. Aber Einfamilienhäuser bleiben selbstverständlich erhalten. Und neue kommen da und dort noch hinzu. Im Sinne pluralisierter Lebensformen. Da sind vielfältige Angebote gefragt. Die üblichen Wohnquartiere ändern sich allerdings schon sehr. Im Aussehen und auch vom Geist her. Das zeigt sich an den Garten- und Heckenzäunen. Sie sind nur noch ganz vereinzelt vorhanden. In der Regel ist der gesamte Umschwung offen und gemeinschaft-

lich gestaltet. Mit Spielwiesen, Steinhügeln, Tümpeln, Feuerstellen und Gemüsebeeten. Wer ein Haus besitzt und selbst schon etwas in die Jahre gekommen ist, vermietet freie Zimmer günstig an Lehrlinge und Studierende, sofern der eigene Nachwuchs kein Interesse daran hat.

**Baselbieter Heimatbuch:** *Der Staat hat doch schon jetzt kein Geld mehr. Ist ein Gemeinwesen, wie Sie es beschreiben, überhaupt finanzierbar?*

**Ueli Mäder:** Ja, auf jeden Fall! Das gemeinschaftliche Nutzen von Gütern und Räumen senkt die Kosten. Geld verliert an Wert für soziales Ansehen. Und das Lebensglück hängt nur beschränkt von den Konsummöglichkeiten ab. So geben sich viele Menschen mit weniger Prestigeprodukten zufrieden. Zudem steigert sich die Produktivität weiter dank forschungsbedingten Innovationen. Und die bessere Verteilung der Einkommen und Vermögen erhöht die staatlichen Einnahmen. Das ist ja heute absurd. Noch nie hat es historisch eine Gesellschaft gegeben, die so reich war wie die Schweiz heute. Und in kaum einem andern Land ist der Reichtum heute so einseitig verteilt wie in der Schweiz. In der Schweiz haben nach dem «Global Wealth»-Bericht der *Credit Suisse* (2010) weniger als 1 Prozent der privaten Steuerpflichtigen mehr Nettovermögen als die übrigen 99 Prozent. Und obwohl der Reichtum nach der Finanz- und Wirtschaftskrise wieder steiler denn je ansteigt, sinken die Anteile der sozialen Ausgaben am Brutto-Inlandprodukt. Das ist schon seit dem Jahr 2004 der Fall und eigentlich seltsam. Denn die Renten rentieren ja. Sie haben über Miet- und Konsumausgaben eine deutlich höhere Wertschöpfung als viele andere Investitionen. Zudem senken sich die Gesundheitskosten vor allem dann, wenn sich die soziale Stellung der Menschen verbessert. Je tiefer die Einkommen, desto höher sind heute die gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Es lohnt sich also, den Reichtum besser zu verteilen, statt ihn bei einzelnen Wenigen zu horten. Besser verteilt, lassen sich mehr öffentliche Dienstleistungen und Güter finanzieren. Und davon könnte ja die ganze Bevölkerung profitieren.

**Baselbieter Heimatbuch:** *Denken wir nicht immer alle zuerst an uns? Die von Ihnen beschriebene Utopie kann doch schon deshalb nicht funktionieren – oder sehen Sie konkrete Erfahrungen, an denen wir anknüpfen könnten?*

**Ueli Mäder:** Menschen sind soziale Wesen. Wenn wir zur Welt kommen, sind andere schon da. Das ist vielleicht eine erste narzisstische Verletzung. Aber ohne andere Menschen könnten wir ja nie überleben. Und diese Erfahrung ist in uns gespeichert. Sie nährt sich ständig weiter. So verhalten sich heute unzählige Menschen in vielen Lebensbereichen sehr sozial. Das ist erfreulich. Und oft sind es gerade so genannte einfache Leute, die sich so verhalten. Und sie tun das, ohne sich damit zu brüsten. Ohne diese bescheidene Selbstverständlichkeit könnten die Schweiz und der Kanton Baselland kaum existieren. Viel Gemeinsinn kommt auch in Familien, im Vereinswesen und bei ehrenamtlichen oder freiwilligen Tätigkeiten zum Tragen. Bei uns sind





jedenfalls die Anteile der unbezahlten Arbeit höher als die Anteile der bezahlten Arbeit.

Aber auch bei der bezahlten Arbeit ist eine Kultur möglich, die keineswegs auf purem Eigennutz gründet. Das zeigen viele genossenschaftliche Projekte. Bei etlichen Jugendlichen fällt mir zudem auf, wie sie sich zum Beispiel für Gemeinschaftsgärten und nicht an Profit orientierten Organisationen engagieren. Das ist ihnen offenbar ein grosses Bedürfnis. Sie entdecken hier einen sozialen Sinn, den sie sonst vermissen in einer Welt, die immer hektischer wird. Ich sehe heute also interessante gegenläufige Entwicklungen. Und das ist spannend. Es gibt Studierende an der Universität, die mich fragen, wie viele Kreditpunkte sie für ihre Ausbildung angerechnet bekommen, wenn sie ein zusätzliches Buch lesen. Das irritiert mich jeweils, ist aber verständlich in einem Umfeld, das sich pragmatisch an eng gefasster Nützlichkeit orientiert. Für Leistung gibt es ein Entgelt. Und weitere Anreize. Diese dienen dazu, noch mehr zu leisten. Was dabei zu kurz kommt, ist die Frage nach dem Sinn und das freiwillige Engagement. Dabei geht etwas verloren. Das nehmen jedoch etliche Jugendliche wahr. Sie wollen kein beliebiges Rädchen in einem kalten Funktionsmodell sein, das primär darauf abzielt, das ökonomische Wachstum weiter zu steigern. Daran lässt sich anknüpfen.

In früheren Gemeinschaften dominierte eine enge soziale Kontrolle. Das motivierte viele, mehr Freiheit in der Anonymität zu suchen. Die erstrebte «Coolness» erweist sich allerdings allmählich als allzu «cool». Damit erhöht sich da und dort die Bereitschaft, mehr soziale Verantwortung zu übernehmen. Und das ist wichtig.

Solidarität bedeutet Zusammengehörigkeit und Verbundenheit. Sie lebt davon, Verbindlichkeiten gemeinsam und demokratisch zu vereinbaren. Das sehen auch einzelne Reiche so. Sie plädieren für eine freiwillige Umverteilung. Sie befürchten, dass sonst der Arbeitsfrieden und der gesellschaftliche Zusammenhalt in die Brüche gehen könnten. Beim sozialen Ausgleich ist allerdings auf Freiwilligkeit kein Verlass. Die Existenzsicherung ist gesellschaftlich zu verankern. Sie stärkt Menschen den Rücken, die dann eher neue Formen sozialer Ökonomie ausprobieren und sich für eigene Interessen engagieren können. Noch sind diese alternativen Ansätze marginal. Aber jeder Schritt ist ein Schritt. Und Menschen sind hoffentlich lernfähig.

#### Bildnachweis

Fotografie: Severin Furter, Arboldswil. Idee & Konzept: Martin Stohler, Basel.

Grafische Umsetzung: Yves Binet, Basel.